

Claudia Ploner

KORG Kettenbrücke, Innsbruck

Betreuung durch Severin Schmuck

Thema 3

Mit dem Gebot, den Nächsten zu lieben wie sich selbst, begann eine große Heuchelei, denn Unerfüllbarkeit steht ihm auf die Stirn geschrieben.

Hans Blumenberg: Ein mögliches Selbstverständnis. Reclam, Stuttgart 1997, S. 143

Ich soll meinen Nächsten lieben wie mich selbst.

Ich sitze in einem Raum. Der Raum ist dunkel und besitzt keine Fenster. Es hängt Beklommenheit und Verzweiflung in der Luft. Ich fühle mich einsam und verlassen, obwohl ich nicht alleine hier drin bin. Da sind noch andere.

Zwei Männer sitzen mir gegenüber. Sie sehen sich nervös um und mustern ihre Umgebung und die anderen Leute genau. Ihre Blicke treffen meine für einen kurzen Moment. In ihren Augen spiegelt sich deutlich ihre innere Unruhe. Das alles ändert sich schlagartig, wenn sie einander ansehen. Man sieht ein unsichtbares Band, das sie eng verbindet, Funken sprühen, als wäre ihr Blickkontakt ein nicht sichtbares, nur fühlbares Feuerwerk. Die beiden küssen sich hastig und sehen sich wieder nervös im Raum um, denn sie sind es gewohnt missbilligenden Blicken auf Grund ihrer Liebe ausgesetzt zu sein. Ich soll meinen Nächsten lieben, sagen sie, doch nicht, wenn sie nicht lieben, wie die Kirche es den Menschen vorschreibt, versteht sich. Gleichgeschlechtliche Liebe ist für die Kirche keine „korrekte“ Liebe. Es ist leichter für sie zu glauben, dass Gott die Welt in sieben Tagen erschaffen hat, anscheinend aus dem Nichts einen Mann geformt hat, ihm eine Rippe herausgenommen hat und daraus eine Frau geschaffen hat, als dass gleichgeschlechtliche Liebe nicht gegen den Sinn Gottes ist. Wie kann Liebe etwas Schlechtes oder „nicht korrekt“ sein, wenn es doch das Einzige auf der Welt ist, was uns verbindet, was uns bewegt und uns letztendlich zu dem macht, was wir sind?

Eine Frau steht in einer Ecke. Sie versucht sich ganz klein zu machen und keine Aufmerksamkeit in ihre Richtung zu lenken. Sie trägt ein Kleid, das sanft ihre Beine umspielt. Ein Mann nähert sich ihr. Er nähert sich ihr zu weit, doch tut er es, als wäre es

selbstverständlich. „Das geschieht ihr Recht. Sie hat es ja direkt provoziert mit ihrem Auftreten!“, kommen gleich die Kommentare aus allen Ecken. Die Frau sieht sich nach Hilfe um, doch alle sehen weg. Sie beginnt zu denken, dass es ihre Schuld ist. Man würde ihr ja helfen, wenn es nicht so wäre. Ihre Nächsten würden ihr ja helfen, sich für sie einsetzen, ihre Nächsten lieben sie ja. Doch keiner will es sehen. Eine andere Frau stellt sich schützend vor die belästigte Frau, will ihr Mut geben sich zu verteidigen und sagt: „Me too!“. Alle anderen Leute stöhnen genervt. Kommentare wie „Diese Feministinnen immer. Am Ende haben Frauen noch mehr Rechte als Männer!“ sind geflüstert zu hören. Doch darum geht es nicht. Wir müssen beginnen, jeden einzelnen Menschen als Individuum zu betrachten und nicht als „Frau“ oder „Mann“, oder „Mädchen“ oder „Junge“. Nur weil eine Frau einen kürzeren Rock trägt, bedeutet das nicht, dass sie das für irgendjemanden anderen oder gar als Aufforderung tut. Es gibt keine Entschuldigungen oder Ausreden für Sexismus. Sexismus bleibt Sexismus. Wir müssen aufhören, Menschen auf Grund ihres biologischen Geschlechts, ihrer sexuellen Orientierung oder damit verbundenen Vorurteilen zu kategorisieren. Mädchen müssen Rosa nicht mögen, sie müssen sich nicht schminken oder Angst vor Spinnen haben, sie müssen sich nicht für Mode interessieren und sie müssen nicht auf Jungs stehen. Aber sie können, wenn sie wollen. Jungs müssen Autos nicht toll finden, oder Computerspiele spielen oder Fußball spielen, oder auf Mädchen stehen. Aber sie können, wenn sie wollen. Würden wir alle unseren Nächsten lieben, tolerieren und respektieren, wäre es auf unserer Welt keine so große Herausforderung, zu wissen wer man ist, oder wer man sein möchte und als dieser Mensch angstfrei mit allen anderen im Einklang zu leben. Die Welt würde nicht mehr bloß Schwarz und Weiß erscheinen. Sie wäre bunt. In allen Nuancen.

„Nein, stopp. Hör auf! Wir brauchen keine Individualität. Wir wollen keine eigene Meinung oder Kreativität. Wir brauchen Strukturen und Verallgemeinerung“, drängt sich eine Stimme in den Vordergrund. „Wer bist du denn?“, fragt man. „Ich bin das Schulsystem. Ich bin es, der den Wert eurer Kinder bestimmt. Durch Zahlen, die ihr Können und somit in der Gesellschaft ihren Wert bestimmen. Aber nicht nur während der Schulzeit, sondern auch für ihr gesamtes Leben und den Verlauf ihrer Zukunft bin ich verantwortlich.“, jubiliert das Schulsystem. Es lässt mich meine Gedanken nicht weiter führen. Ich soll nicht nachdenken. Ich soll in dieser Zeit der Jugend, in der alles, was man je geglaubt oder gedacht hat, widerlegt wird und man nicht mehr weiß, wer man ist oder was man will, nicht die Zeit haben mich zu finden. Ich soll mir keine Gedanken machen, ich soll mich der Gesellschaft anpassen. Ich soll nicht kritisieren. Ich soll um jeden Preis besser sein als alle anderen. Aber ich soll meinen Nächsten lieben. Ein Widerspruch, doch darüber soll ich mir nicht den Kopf zerbrechen. Ich soll lieber

eine Ableitung einer Polynomfunktion erstellen, um den Differentialquotienten einer Stelle zu berechnen, der mir anschließend Auskunft über die Steigung der Wendetangente gibt, welche ich durch die zweite Ableitung der Funktion berechnen kann. Das wird mich nämlich weiterbringen. Das Schulsystem schaut mich missbilligend an, hält den Jugendlichen wütend die Ohren zu und schleift sie mit sich. Die meisten Schüler wehren sich nicht. Ihre Blicke sind leer. Einige bemerken nicht einmal, was mit ihnen geschieht, denn sie sind mit anderen, unwichtigen Dingen beschäftigt. Ein einzelner wehrt sich, will versuchen zu entkommen. Das Schulsystem fackelt nicht lange und drückt ihm einen Stempel auf die Stirn und schleift ihn weiter. „Faul. Dumm. Unfähig“ steht da jetzt für alle sichtbar. So viel zur Nächstenliebe und Toleranz. In ein paar Jahren werden die, die sich nicht gewehrt haben und dem Druck standgehalten haben freigelassen werden. Sie werden dann auf sich selber gestellt sein und merken, dass sie jahrelang gelehrt worden sind, und trotzdem nichts gelernt haben. Sie sollen dann mit einem Mal wissen, wo ihr Platz in der Welt ist.

Ich wende meinen Kopf und blicke in die Augen eines Mädchens. Ihr Gesicht scheint ausdruckslos und unter ihren Augen befinden sich dunkle Schatten. Das Mädchen bin ich und ich sehe in einen Spiegel. „Liebe deinen nächsten, wie dich selbst“, doch wie soll man seinen Nächsten lieben, wenn man sich noch nicht einmal selbst liebt? Dass die Schönheitsideale die die Medien repräsentieren, nicht realistisch sind, hört man jeden Tag. Ich weiß, dass Photoshop den größten Teil erledigt. Jeder weiß das. Und doch, wenn ich in den Spiegel sehe, mag ich nicht, was ich sehe oder eher: wen ich sehe. Und ich spreche nicht unbedingt nur vom Aussehen. Wir definieren uns so stark über andere Menschen, dass wir nur an uns mögen, was andere an uns mögen, denn anders haben wir es nicht gelernt. Ich hatte nie die Zeit, mich mit mir selbst auseinanderzusetzen, mich selbst kennen zu lernen. Mir hat nie jemand gesagt, wie ich es schaffe, mich selbst zu lieben. Es wird uns auch nicht anders vorgelebt. „Kleide dich ordentlich, sei stets freundlich und professionell, lerne, wie du dich präsentieren musst...“

Wir sind eine Generation, die sich selbst nicht liebt, sich verschließt, aber von anderen erwartet, dass sie einen lieben, ohne, dass man selbst irgendeine Verantwortung übernehmen muss. Menschen werden immer verschlossener. Sie haben so eine panische Angst davor, anderen zu zeigen was sie fühlen oder denken, weil es sie verletzlich macht. Sie vertrauen niemandem. Sie setzen lieber Masken auf und geben vor, jemand zu sein, den andere mögen können. Jemand, der den Erwartungen entspricht, die die anderen an Menschen haben, mit denen sie unkompliziert ihre Zeit verbringen können, ohne sich selbst öffnen zu müssen Und doch, tief in unserem Innersten wollen wir letztendlich alle dasselbe: lieben und geliebt werden.

Wie also konnte all das passieren? Wie sind wir zu diesem Punkt gekommen? Wie sind wir alle in diesem dunklen, traurigen Raum gelandet, der uns in alle Richtungen einengt? Wie haben wir angefangen, einander so grundsätzlich zu misstrauen, so eine Abneigung gegeneinander zu entwickeln?

Ich wünschte, wir würden die Mauern, die uns umgeben, gemeinsam einreißen. Ich wünschte, ich könnte die Sonne wieder auf meiner Haut spüren. Ich wünschte, ich könnte rennen, soweit ich will, ohne sofort gegen eine Mauer zu stoßen. Ich wünschte, ich könnte die Menschen wieder unbeschwert lachen sehen und wieder Liebe zwischen ihnen spüren.

Wünschst du dir das nicht auch?